

Die Angst vor dem Frieden

Essay Die Geschichte der Opfer und Täter in Israel lehrt, dass man nicht dauerhaft über ein anderes Volk herrschen kann, ohne Schaden an der eigenen Seele zu nehmen. *Von Frank Schätzing*



In seinem Roman „Breaking News“ erzählt der Kölner Schriftsteller Frank Schätzing, 57, die Geschichte Israels als modernen Polit-Thriller. Das Buch steht seit 17 Wochen auf der SPIEGEL-Bestseller-Liste.

Hinter allem gibt es eine Geschichte. Viele Geschichten handeln davon, zur falschen Zeit am falschen Ort gewesen zu sein, so wie die drei im Westjordanland entführten Jugendlichen. In weitgehender Unkenntnis der Details wird, was ihnen zugestoßen ist, rasch in eine erzählfähige Version gepackt, rasten die Automatismen der Schuldzuweisung ein, fallen die Namen der üblichen Verdächtigen, schafft die Zweifelsfreiheit Fakten. Was gibt es groß zu zweifeln? Die Hamas hat die drei auf dem Gewissen. Basta. Mit in die Verantwortung gezerrt sieht sich der gemäßigte Mahmud Abbas, weil er im Versuch, den palästinensischen Bruderzwist zu beenden, mit den Radikalen kungelt, womit praktisch die Gesamtheit aller Palästinenser am Pranger steht, also geht die Geschichte so: Israel wird erneut Opfer palästinensischen Terrors und kennt wie gewohnt nur eine Antwort, nämlich mit allem, was man militärisch aufzubieten in der Lage ist, draufzuhauen. In genüsslichem Grusel wird über eine dritte Intifada gemenetekelt, das unwürdige Schauspiel des Nahostkonflikts geht in die nächste Runde. Subtile Personenzeichnungen oder gar Motivforschung sucht man im Drehbuch vergebens. In dessen Widersacher-Stereotypie prallen Kollektive aufeinander, um alles Mögliche geht es da, nur um den Einzelnen geht es schon lange nicht mehr.

Die eigentliche Tragödie der Schüler, die nahe Hebron tot aufgefunden wurden, ist denn auch, dass sich kaum jemand wirklich für ihre Geschichte interessiert. Schon, weil sie zugleich die Geschichte ihrer Mörder ist. Ein Mehrpersonendrama, überschaubar. Nicht auszuschließen, dass Drahtzieher der Hamas den Mord in Auftrag gegeben haben, um Friedensgespräche zu sabotieren, die ohnehin mit solchem Unwillen geführt werden, dass jeder Anlass recht ist, sie auf Eis zu legen. Ebenso gut kann es sich um aus der Spur geratene Einzeltäter handeln. Es wäre nicht verwunderlich in Hebron, einer an sich schönen Stadt. Noch in den Anfängen des vergangenen Jahrhunderts – zur Zeit des britischen Mandats – lebten Juden und Araber hier Tür an Tür, vielfach befreundet, mitunter in trauter Zwiebrüderlichkeit, wie sie die Koexistenz jüdischer und arabischer Gemeinschaften in Palästina in den Jahrhunderten zuvor prägte. Im Großen und Ganzen kam man miteinander aus. So lange jedenfalls, bis das Versagen der Mandatsmacht Großbritannien, die Arabern und Juden in Palästina auf gleichem Grund und Boden Unabhängigkeit versprochen hatte und keines ihrer Versprechen hielt, die Stimmung aufheizte und im Massaker von 1929 gipfelte: Araber metzelten Hebrons jüdische Bewohner dahin. In Jerusalem gingen Juden auf Araber los. Man muss sagen, die wenigsten handelten so. Viele Ara-

Um einen Ort wie Hebron als das Paradies zu preisen, braucht es eine gewaltige Erlöserpsychose.

ber Hebrons schützten ihre jüdischen Freunde mit ihrem Leben, Juden brachten bedrängte Araber unter Todesgefahr in Sicherheit, doch seitdem galt das Verhältnis als zerrüttet. Hebron wurde arabisch, historisch gesehen liegt hier die Wurzel der großen Religionen, die Machpela-Höhle, in der Abraham mit seiner Familie begraben sein soll.

Heute ist Hebron ein bizarres Experiment. Inmitten von knapp 200 000 arabischen Bewohnern haben einige Hundert jüdische Siedler Häuser besetzt, die einst Juden gehörten, und machen biblische Besitzansprüche geltend. Ganz Hebron soll jüdisch werden so wie auch das komplette Westjordanland. Sie träumen von Großisrael, wie es laut mystischer Landverheißung von Gott an Abraham gegeben wurde. Heute gleicht das ehemals belebte Altstadtviertel einer Geisterstadt, die Marktstände der Schuhadameile sind verriegelt und verammelt, ganze Stadtteile gesperrt. Hebrons arabische Bewohner müssen oft kilometerlange Umwege in Kauf nehmen, um auf die andere Straßenseite zu gelangen. Wo sie jetzt ihren Geschäften nachgehen, spannen sich Netze über den Wegen. Unrat hängt darin, stinkt, gammelt vor sich hin. Die Siedler werfen ihn aus ihren Häusern. Nicht aus Nachlässigkeit. Aus Schikane. Fäkalien sind keine Seltenheit.

In solch einer Atmosphäre gibt es keine Normalität, geht jeder Maßstab für bedachtsames Handeln verloren. Mit immer neuen Demütigungen machen die Siedler ihren arabischen Nachbarn den Alltag zur Hölle und reden sich die Hölle als Himmelreich schön. Denn natürlich leben auch sie in der Hölle, eingepfercht zwischen Straßensperren, von aufgebracht Muslimen beschossen, notdürftig geschützt durch Heerscharen bis an die Zähne bewaffneter, gleichwohl überforderter Soldaten.

Dennoch: An keinem anderen Ort möchten sie sein.

Um einen Ort wie Hebron mit verklärtem Lächeln als das Paradies zu preisen, in dem man seine Kinder großziehen möchte, braucht es schon eine gewaltige Erlöserpsychose, und genau um die geht es hier. Denn sobald Israel – nach national-religiöser Auffassung – in seinen biblischen Grenzen wiederhergestellt ist und die Thora das Leben aller regelt, wird der Messias erscheinen und die Welt zum Guten ordnen, also gilt es ihn herbeizusiedeln, was das Zeug hält. Keinesfalls darf man auch nur einen einzigen Quadratzentimeter des verheißenen Landes aufgeben, also rangieren Friedensverhandlungen hier auf der Beliebtheitskala noch hinter allergischem Jucken.

Die drei ermordeten Jugendlichen waren alle Religionsschüler. Von Hause aus wurden sie einer Radikalisierung unterzogen, die wenig Raum für Toleranz lässt. In einem Biotop wie Hebron waren sie wandelnde Projektionsflächen für Hass. Nicht minder radikalisiert muss sein, wer sich dazu hinreißen lässt, drei Menschen einfach abzuknallen und zu verscharren. Die Morde von Hebron sind durch nichts zu entschuldigen, wie in diesem Konflikt schon lange nichts mehr zu entschuldigen ist, aber durch vieles zu erklären. Die Lebensgeschichten der Opfer und ihrer Mörder würden sie erklären.

Wollte man sie bloß hören.

Umso wichtiger ist es zu begreifen, dass es hier nicht um einen Zusammenprall von Ideologien geht. Ideologien sind Konstrukte, lebensfern. Vereinheitlichende Regelwerke, denen de facto nie-

mand entsprechen kann. Ein Besuch in Israel und den besetzten Gebieten führt binnen weniger Tage zu der Erkenntnis, dass es einzig und ausschließlich um Menschen geht, um individuelle Schicksale. Jeder hier hat eine Geschichte zu erzählen, jede klingt ein bisschen anders. Man trifft unterschiedlichste Leute, mit vielen könnte man sich vorstellen, befreundet zu sein, selbst wenn sie verbohrt Ansichten äußern. Und sicher, auch den unangenehmen Typen begegnet man, nur dem Prototyp des Israelis, des Palästinensers begegnet man nie, weil es ihn nicht gibt. Da kommen einem schnell die so bequemen Gut-böse-Schemata abhandeln. Was die Sache nicht einfacher macht. Ab jetzt geht es nicht mehr um Parolen, mit denen man Völker aufeinanderhetzen kann. Es geht um die Lebenswege Einzelner, Opfer wie Täter, und die Frage, wie sie werden konnten, was sie sind. Nichts anderes sind Konflikte als die Summe der Schicksale Einzelner. Die Summe ihrer Geschichten. Hat man die gehört, bekommt man eine Vorstellung von den wahren Ursachen aller Probleme und warum Menschen auf so fatale Weise aneinandergeraten wie in Hebron, anstatt in Tel Aviv oder Ramallah zusammen Tee zu trinken und Backgammon zu spielen. Erst wer die Geschichten kennt, kann darangehen, Rahmenbedingungen zu ändern, um die Gewalt einzudämmen, vielleicht sogar zu beenden.

Im Falle des israelisch-palästinensischen Konflikts bedeutet das, unbeirrt von den Störmanövern ideologisch verhetzter Scharfmacher, die versuchen, friedliebende Mehrheiten in Geiselhaft zu nehmen, miteinander zu reden. Erst recht nach Tragödien wie der von Hebron! Nicht wieder in die Ideologiefalle zu tappen. Zu erkennen, was wirklich geschehen ist, warum es geschehen musste und weiter geschehen wird, wenn man nicht endlich Zugeständnisse macht, Fehler korrigiert, Unrechtsverhältnisse abschafft, einen Frieden nicht nur der Politiker, sondern der Völker erzielt. Dass man damit die Extremisten im eigenen Lager gegen sich aufbringt, ist der Preis, den man zu zahlen hat, so wie Jizchak Rabin ihn zahlen musste, wie Ariel Scharon, ausgerechnet er, der alte Hardliner, ihn am Ende seines Lebens zu zahlen bereit war.

Seitdem geht es nur noch um Machterhalt.

Die Ermordung der Teenager war eine angekündigte Tragödie, weil Resultat beidseitigen Versagens im Friedensprozess. Sie wurde von der Regierung Netanjahu ebenso in Kauf genommen wie seitens der Hamas der Tod eines palästinensischen Jugendlichen vergangenen Mittwoch im Jerusalemer Ortsteil Schuafat, der als Erster der wahnwitzigen Logik des Rachenehmens zum Opfer fiel. Tatsächlich kommen dem radikalen palästinensischen Flügel israelische Vergeltungsmorde nicht ungelegen, also interessiert sich auch dort niemand wirklich für die Geschichte des Opfers. Zu verlockend ist seine Ikonisierung als Märtyrer. Für die Aufwiegung der Massen leistet er gute Dienste. Jetzt schon trauern vier Familien um ihre Söhne, weitere Tote stehen zu befürchten, da die Welle der Gewalt eben erst begonnen hat, sich zu kräuseln. Steine werfende Palästinenser am Mittwoch, israelische Polizisten, die Gummigeschosse zurückfeuern, das Ganze lässt unguete Erinnerungen aufkommen an 1987, als ein israelischer Lastwagenfah-

rer im Gaza-Streifen die Kontrolle über sein Fahrzeug verlor, vier Palästinenser totfuhr und eine Eskalation in Gang setzte, die als erste Intifada bekannt wurde. Die Wut, die sich damals Bahn brach, wäre womöglich abgeebbt, hätte die palästinensische Führung den Vorfall nicht genutzt, um Öl ins Feuer zu gießen, und auch jetzt wieder hat es den Anschein, als fühlten sich die Kontrahenten mit den Ereignissen eigentlich ganz wohl. Von der Welt an den Verhandlungstisch genötigt, wollen sie nichts lieber, als ihn schnellstmöglich wieder verlassen zu können. Die Angst vor einem Frieden, der mit Machtverlust einhergehen könnte, ist dann doch größer als die vor dem Gegner. Neue blutige Auseinandersetzungen sind schrecklich, sicher, aber sie zementieren den Status quo und entheben die Verantwortlichen ihrer Verpflichtung, Lösungen zu finden.

In diesem Zustand kann man es sich beinahe bequem machen.

So lässt Netanjahu seinem Versprechen, den Tod des palästinensischen Jugendlichen rechtsstaatlich untersuchen zu lassen,



Israelischer Polizist, palästinensischer Demonstrant: Auge um Auge macht blind

im gleichen Atemzug Vergeltungsrhetorik folgen, die Hamas kontert mit den sattsam bekannten Drohungen. Das ist in jedem Fall einfacher, als die Geschichte der Opfer und Mörder von Hebron und Schuafat zu erzählen, die tatsächlich schon 1967 begonnen hat, als ein Volk, das nach Jahrhunderten der Unterdrückung beschlossen hatte, sich zu wehren, und 1948 einen großartigen Staat gründete und danach in beispielloser Weise gegen eine Übermacht feindlicher Nachbarn zusammenstand, nun aber nach jenem triumphal-fatalen Sieg im Sechstagekrieg plötzlich selbst zum Unterdrücker wurde,

mit der Eroberung und Besetzung des Westjordanlandes, der Golanhöhen und des Gaza-Streifen. Die Geschichte der Opfer und Täter lehrt uns, dass man nicht dauerhaft über ein anderes Volk herrschen kann, ohne Schaden an der eigenen Seele zu nehmen, dass man Zustände wie in Hebron nicht aufrechterhalten kann, ohne grausam zu werden, gegen andere und schließlich gegen sich selbst. Dass ein Volk von Besatzern innerlich zerreißen muss, dass die Gewalt nie enden wird, solange die Unterdrückung nicht endet. Noch jeder Direktor des israelischen Inlandgeheimdienstes Schin Bet hat seine jeweilige Regierung genau davor gewarnt: Gebt die besetzten Gebiete zurück. Hört auf, an der Spirale der Vergeltung zu drehen. Sie führt in den Abgrund, uns und die anderen. Auge um Auge macht nicht frei, sondern nur blind.

Ungeachtet dessen nehmen beide Seiten Hebron und Schuafat zum Anlass durchzuladen, wirkt Mahmud Abbas hilflos wie seit Langem nicht, fahren alle zusammen den Friedensprozess einmal mehr gegen die Wand und provozieren den Tod weiterer Menschen. Niemand wird Benjamin Netanjahu unterstellen, seine Erschütterung sei geheuchelt, niemand Mahmud Abbas bezichtigen, Tote seien ihm gleich, und auch in den radikalsten Kreisen religiöser Siedler und der Hamas liebt man seine Kinder und kann Geschichten von unvorstellbarem Leid erzählen.

Ihnen allen jedoch muss man vorwerfen, dass sie Schuld tragen. Schon jetzt am Tod derer, die noch sterben werden. Solange sie nicht übermenschliche Anstrengungen unternehmen, Frieden zu schaffen, wird Hebron sich wiederholen und wiederholen. ■